

Susanne Kreuzer

„Der Aufstieg findet nicht statt.“

Frauen und Führungspositionen in der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV) in den 1950er und 1960er Jahren¹

Frauen galten nach 1945 als Neulinge in der Gewerkschaftsarbeit.² Die wenigsten von ihnen konnten auf Organisationserfahrungen aus der Zeit vor 1933 zurückgreifen. Gleichwohl gewann die gewerkschaftliche Frauenarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg an Bedeutung. Schließlich bildeten Frauen den Großteil der Bevölkerung, und sie hatten einen wesentlichen Beitrag zur Aufbauarbeit nach dem Krieg geleistet, den die Gewerkschaft kaum ignorieren konnte. So galt es als unumstritten, dass der Frauenarbeit in Gestalt von Frauensekretariaten, -ausschüssen und -versammlungen ein fester Platz in der ÖTV eingeräumt werden sollte. Doch welche Chancen erhielten Gewerkschafterinnen, jenseits der Frauenarbeit Karriere zu machen? Dieser Frage soll im Folgenden am Beispiel der Gewerkschaft ÖTV in den 1950er und 1960er Jahren nachgegangen werden. Im Mittelpunkt steht dabei die Biographie von Ingeborg Tönnesen, die von 1949 bis 1968 Bundesfrauensekretärin der ÖTV war. Um jedoch Einblicke in das breite Spektrum von Chancen und vor allem Verhinderungen weiblicher Karrieren in der Gewerkschaft geben zu können, werden ergänzend drei weitere Protagonistinnen vorgestellt, die in den 1950er und 1960er Jahren in der Frauenarbeit tätig waren.

Gemeinsam ist den vier Gewerkschafterinnen, dass sie neben der Frauenarbeit auch für die Betreuung des weiblichen Pflegepersonals zuständig waren. Krankenschwestern hatten bis 1968 einen Sonderstatus in der ÖTV. Sie waren als eigene Schwesternschaft, dem Bund freier Schwestern, organisiert und bildeten eine Untergliederung der Hauptfachabteilung Gesundheitswesen.³ Die enge Verbindung von Frauen- und Schwesternarbeit ist charakteristisch für die ÖTV bis 1968. Sie bedeutete, dass ein Großteil der Frauensekretärinnen aus

- 1 Der Aufsatz basiert auf meiner Dissertationsschrift: Vom ‚Liebesdienst‘ zum modernen Frauenberuf. Die Reform der Krankenpflege nach 1945, Frankfurt am Main/New York 2005. Die Arbeit wurde von der Hans-Böckler-Stiftung und dem Förderprogramm Frauenforschung des Berliner Senats gefördert.
- 2 Vgl. Gewerkschaft ÖTV, Hauptvorstand (Hg.): Jahrbuch 1949–1950, Stuttgart 1951, S. 143. In der ÖTV lag der weibliche Mitgliederanteil 1949 bei 11,9 %, 1950 bei 14,3 %, stagnierte aber seit Beginn der 1960er Jahre bei etwa 18 % und war ab 1963 sogar leicht rückläufig. Vgl. Brigitte Kassel: ... letztlich ging es doch voran! Zur Frauenpolitik der Gewerkschaft ÖTV 1949–1989, hrsg. v. ver.di – Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft/Hans-Böckler-Stiftung, Stuttgart 2001, S. 30 und 33.
- 3 Die Hauptfachabteilung (HFA) Gesundheitswesen war für die berufsfachliche Interessenvertretung der Mitglieder zuständig. Sie organisierte alle Berufsgruppen, die im Gesundheitswesen beschäftigt waren. Neben dem Pflegepersonal und den Ärzten zählten dazu u. a. das Haus- und Küchenpersonal sowie die Verwaltungsangestellten in den Krankenanstalten.

der Krankenpflege kam oder aber zumindest für die Betreuung des weiblichen Pflegepersonals zuständig war.⁴ Auch Ingeborg Tönnesen hatte eine Krankenpflegeausbildung absolviert, den Bund freier Schwestern in Hamburg mitaufgebaut, und sie war von 1955 bis 1964 im geschäftsführenden Hauptvorstand der ÖTV für das Gesundheitswesen zuständig.

Die große Bedeutung der Schwestern für die gewerkschaftliche Frauenarbeit ist höchst erstaunlich. Denn noch Anfang der 1950er Jahre war die Krankenpflege weitgehend karitativ verfasst und basierte auf dem Leitbild des aufopferungsvollen „Liebesdienstes“. Als „gute“ Schwester galt auch in der ÖTV eine Frau, die sich ganz auf die Bedürfnisse der Kranken konzentrierte. „Man lebt einfach mit den Patienten“, betonte Tönnesen in einem Interview 1999, „da interessiert man sich nicht für andere Dinge.“⁵ Zu diesen anderen Dingen gehörte Tönnesen zufolge zum Beispiel die Tarifpolitik. Eine „gute“ Schwester stellte also eigene Bedürfnisse zurück. Im Gegensatz dazu musste die „gute“ Gewerkschafterin Interessen nachdrücklich formulieren und beharrlich für ihre Durchsetzung kämpfen können. Die Schwestern sollten also „im Herzen“ Schwestern bleiben, sich aber gleichzeitig den gewerkschaftlichen Spielregeln anpassen, die nach gänzlich anderen Prinzipien funktionierten. Die Gewerkschaftsarbeit stellte also für die politisch aktiven Krankenschwestern einen schwierigen Balanceakt dar.

Frauensekretärin wider Willen

Nach 1945 war Ingeborg Tönnesen eine der wenigen Frauen, die an ein gewerkschaftspolitisches Engagement aus der Zeit vor 1933 anknüpfen konnten.⁶ Tönnesen wurde am 8. Dezember 1912 in Hamburg geboren und wuchs in einem sozialdemokratisch-gewerkschaftlich geprägten Elternhaus auf. Bereits der Großvater war gewerkschaftlich organisiert gewesen. Sie besuchte die Volksschule, absolvierte eine Lehre als Schneiderin und trat 1928 dem „Deutschen Bekleidungsarbeiter-Verband“ bei. Dort nutzte sie die Weiterbildungskurse der Gewerkschaft und wurde Jugendleiterin. Sie sammelte also ihre ersten beruflichen und gewerkschaftspolitischen Erfahrungen nicht im Schwesternkreis.

1930 begann sie ihre Pflegeausbildung im Krankenhaus Barmbek, von dem sie „wusste, dass da eine ganze Menge Schwestern waren, die auch der Gewerkschaft angehörten.“⁷ Im Vergleich zu den stärker konfessionell geprägten Bezirken war die Gewerkschaft in den städ-

4 In Bayern war von 1949 bis 1957 eine Schwester für die gewerkschaftliche Frauenarbeit zuständig, ab Ende der 1950er bzw. Anfang der 1960er Jahre auch in Berlin, Hessen und NRW I. In Rheinland-Pfalz, Nordwest und Hamburg hingegen übernahmen die Frauensekretärinnen die Betreuung des *Bundes freier Schwestern*.

5 Interview Brigitte Kassel/Susanne Kreutzer mit Ingeborg Tönnesen am 7. Juli 1999.

6 In dem umfangreichen biographischen Lexikon, das die ÖTV anlässlich ihres 100jährigen Jubiläums im Jahr 1996 herausgab, wird Tönnesen unter insgesamt vier Frauen aufgeführt. Vgl. Rüdiger Zimmermann: 100 Jahre ÖTV – Biographien. Die Geschichte einer Gewerkschaft und ihrer Vorläuferorganisationen, hrsg. v. der Gewerkschaft ÖTV, Hauptvorstand, Frankfurt am Main 1996, S. 122–125.

7 Interview Susanne Kreutzer mit Ingeborg Tönnesen am 4. Februar 1998.

tischen Krankenhäusern Hamburgs schon relativ gut etabliert. Tönnesen trat der SPD bei und wechselte in die große freigewerkschaftliche Vorläuferorganisation der ÖTV, den „Gesamtverband der Arbeitnehmer der öffentlichen Betriebe und des Personen- und Warenverkehrs“.

Auch als Schwesternschülerin fühlte sie sich weiterhin ihrer Jugendgruppe aus dem Bekleidungsarbeiter-Verband zugehörig, ging zu den Treffen und gehörte nach 1933 einem Widerstandskreis an, der sich um den ehemaligen Jugendsekretär des Verbandes sammelte. Wegen Vorbereitung zu Hochverrat wurde sie 1936 für einige Monate im Konzentrationslager Fuhlsbüttel inhaftiert. Es kam jedoch nicht zu einer Anklage, und ab 1937 arbeitete sie zunächst in der Privatpflege, nach Beginn des Zweiten Weltkriegs wieder in ihrem alten Krankenhaus.

Nach Kriegsende meldete sie sich freiwillig für die Arbeit in dem ehemaligen Konzentrationslager Bergen-Belsen. Diese Tätigkeit war für ihre weitere gewerkschaftspolitische Arbeit von großer Bedeutung. Nach Bergen-Belsen, berichtete Tönnesen, kamen „Schwestern aus allen Hamburger Krankenhäusern“. Dies sei eine gute Gelegenheit gewesen, sich bekannt zu machen. Sie sei dort nicht nur als die „kleine Rote“ bekannt geworden, sondern auch als eine, die „die Schnauze aufmachen konnte“ und sich für ihre Mit-Schwestern einsetzte. Außerdem erarbeitete sie sich den Ruf einer „guten“ Schwester. Das war wichtig, denn, so sagte Tönnesen 1998 in einem Interview, „Schwestern sind so, die fragen erst weniger nach Gesinnung, aber sie fragen immer danach, ob man eine gute, also fachlich eine gute Schwester ist. Das zählt.“ Die Zeit in Bergen-Belsen habe ihr

„insofern geholfen, weil sich das rumgesprochen hatte, die kleine Rote und so, und die sich für uns einsetzt, aber sie ist eine gute Schwester [...]. Schwestern sind ganz merkwürdig in der Beziehung [...]. Das ist was anderes, wenn Sie Arbeiter oder Angestellte [...] gewinnen müssen. Da spielt immer die Berufung eine große Rolle.“⁸

Eine „gute“ Schwester aus „Berufung“ zu sein, war Tönnesen zufolge also eine der wichtigsten Voraussetzungen, um im Kreise der Schwestern Gehör zu finden. Als im Dezember 1945, nach ihrer Rückkehr aus Bergen-Belsen, auf einer Schwesternversammlung der Bund freier Schwestern in Hamburg gegründet wurde, war Tönnesen also keine Unbekannte mehr.

Im Oktober 1946 übernahm sie hauptamtlich die Schwesternarbeit in der Hamburger Bezirksverwaltung. Schon bald nach ihrer Einstellung kam es zu einem ersten Konflikt, der sich tief in ihre Erinnerung einprägte. Ausgangspunkt war ein im weiblichen Lebenszusammenhang alltäglicher Vorgang: Tönnesen kochte Tee, röstete Brot und servierte dies ihren Kolleginnen und Kollegen. Der damals zuständige Fachabteilungsleiter Karl Oesterle quittierte dies mit großer Verärgerung. Daraufhin, so Tönnesen, sei sie empört zu Adolph Kumernuss, zu dem Zeitpunkt Vorsitzender der Hamburger Bezirksverwaltung, gegangen und habe erklärt, sie wolle wieder zurück ins Krankenhaus,

8 Ebd.

„wenn ich hier den Kolleginnen und Kollegen nicht ein bisschen Warmes bringen kann und geröstetes Brot. Also ich kann mein Schwesternherz nicht verleugnen, dann gehör‘ ich eben wieder ins Krankenhaus.“⁹

Diese nur scheinbar banale Auseinandersetzung aus dem Gewerkschaftsalltag wirft ein Schlaglicht auf die Konflikte zwischen „Schwesternherz“ und Männerorganisation. Auch wenn der Grund für Oesterles Kritik unklar bleibt, ist anzunehmen, dass es ihm nicht nur darum ging, Tönnesen an ihre „eigentlichen“ gewerkschaftspolitischen Aufgaben zu erinnern. Er könnte auch ihr Ansehen in der Gewerkschaft im Blick gehabt haben. Eine Gewerkschaftssekretärin, die Tee und Brot servierte, dürfte kaum Chancen gehabt haben, von ihren männlichen Kollegen als gleichwertig anerkannt zu werden. Für Tönnesen jedoch kam ein Verzicht auf diese fürsorgende Arbeit einer Absage an ihr „Schwesternherz“ gleich, das sie in diesem Fall höher wertete als ihre Stellung in der Gewerkschaft. Bei der Entschiedenheit, mit der sie offenbar ihre Drohung Kummernuss gegenüber aussprach, mag allerdings auch eine Rolle gespielt haben, dass sich Tönnesen seiner Unterstützung relativ sicher sein konnte.

Von Hamburg aus bereiste Tönnesen die britische Zone, hielt Schwesternversammlungen ab und wurde auch als Referentin auf Konferenzen in die US-amerikanische Zone eingeladen. Ihre Bekanntheit erstreckte sich bereits vor 1949 weit über die Hamburger Bezirksverwaltung hinaus. Als sich im Mai 1948 auf einer Konferenz die Fachabteilung Gesundheitswesen für die britische Zone konstituierte, wurde Tönnesen zur Leiterin der Schwesternschaft für die gesamte Zone gewählt. Zwei Monate später legte sie deshalb ihr Amt als Hamburger Bezirksschwester nieder. Auf dem Vereinigungsverbandstag im Januar 1949 wurde sie zur Bundesfrauensekretärin gewählt. Diese Wahl belegt, dass Tönnesen auch berufsübergreifende frauenpolitische Kompetenzen zugeschrieben wurden. Sie basierte auf der Anerkennung ihrer Gewerkschaftsarbeit.

Ingeborg Tönnesen ist im Vergleich zu ihren Mit-Schwestern auf der gewerkschaftlichen Karriereleiter am weitesten nach oben gelangt. Sie war Frauensekretärin wider Willen. Denn die Gewerkschaftsfunktion ihrer Wahl wäre eine andere gewesen. So berichtete sie:

„Ich habe eigentlich keinen Ehrgeiz, das kann ich eigentlich nicht sagen, aber das hätte ich gerne gemacht. Ich wäre gerne Fachabteilungsleiter gewesen für Gesundheitswesen, für das gesamte Gesundheitswesen.“¹⁰

Ihr Wunsch also war, in der Gewerkschaft nicht auf die Frauenarbeit festgelegt zu bleiben. Zwar war Tönnesen von 1955 bis 1964 im geschäftsführenden Hauptvorstand für das Gesundheitswesen zuständig. Die alltägliche Arbeit der Hauptfachabteilung Gesundheitswesen lag jedoch in den Händen des Leiters Herbert Mackowiak.¹¹ Ihr Einsatz als Fachabteilungslei-

9 Interview mit Ingeborg Tönnesen am 7. Juli 1999.

10 Interview mit Ingeborg Tönnesen am 4. Februar 1998.

11 Mackowiak, geb. 1912, war gelernter Krankenpfleger. Im Juni 1947 begann er als hauptamtlicher Gewerkschaftssekretär für das Gesundheitswesen in Bayern und leitete von 1949 bis 1968 die HFA

terin habe nie zur Diskussion gestanden, denn, so Tönnesen, „da machten ja Männer die Geschichte.“¹² Dass eine Frau über den Status der Frauen- bzw. Schwesternvertreterin hinausgelangt und als Fachabteilungsleiterin auch die Interessen der männlichen Mitglieder vertreten hätte, war nicht vorgesehen und stieß auf den entschiedenen Widerstand der Gewerkschaftsmänner.

Auch an eine Frau in der Verbandsspitze gewöhnten sich die männlichen Gewerkschaftsfunktionäre nur langsam. Der erste geschäftsführende Hauptvorstand der ÖTV war ein exklusives Männergremium. 1952 aber wählten die Delegierten des Gewerkschaftstages Tönnesen als erste und einzige Frau in den geschäftsführenden Hauptvorstand. Ihre Wahl, erinnerte sich Tönnesen, musste der Verbandsvorsitzende Kummernuss, „ja erst dem Gewerkschaftstag beibringen [...]. Das war ja eine neue Einrichtung [...]. Das war nicht leicht, das durchzubringen.“¹³ Das Wort des Verbandsvorsitzenden dürfte wichtig gewesen sein, um dieser Frau den Zugang in die Gewerkschaftsspitze zu öffnen. Ohne männliche Verbündete in der Organisation hatten Frauen in der Gewerkschaft kaum eine Chance, ihre Interessen ins Spiel zu bringen.

Auf Seiten der Frauen war großes diplomatisches Geschick im Umgang mit den männlichen Funktionären gefragt. Auf der einen Seite mussten sie offensiv ihren Platz behaupten und die Berücksichtigung ihrer Interessen fordern, auch auf die Gefahr hin, sich unbeliebt zu machen. Auf der anderen Seite galt es, den richtigen Ton zu treffen und das richtige Tempo einzulegen. Eine Frau, so Tönnesen, muss „in den Fingerspitzen haben, wie weit sie bei den Männern gehen kann.“ Aus ihrem Gewerkschaftsalltag erinnerte sie sich:

„Ich konnte dann meine Männer mir gegenüber beobachten. Wenn die dann guckten oder so, wenn ich was gesagt habe. Dann habe ich gedacht: ‚Hör jetzt mal auf. Das hat doch keinen Zweck.‘“¹⁴

Angesichts der Männerdominanz war „Brachialgewalt“, wie Tönnesen es nannte, zum Scheitern verurteilt. Mit großer Beharrlichkeit und einem hohen Einfühlungsvermögen in die Befindlichkeiten des männlichen Gewerkschaftsumfeldes mussten die Frauen sich immer wieder dafür einsetzen, dass ihre Interessen nicht gänzlich von der gewerkschaftspolitischen Tagesordnung verschwanden. Dazu gehörte auch, den Männern das Gefühl zu geben, die Entscheidungsbefugten zu bleiben:

„Man muss ein Fingerspitzengefühl haben für die Männer, dass man zu rechter Zeit zu ihnen reingeht und sagt: ‚Ach gucken Sie sich das doch mal an Kollege, kann man das so

Gesundheitswesen.

12 Interview mit Ingeborg Tönnesen am 4. Februar 1998.

13 Interview mit Ingeborg Tönnesen am 7. Juli 1999.

14 Ebd.

schreiben?⁴, damit die Männer das Gefühl haben, sie werden gebraucht. Das ist nämlich wichtig.“¹⁵

Hilfreich konnte es in diesem Fall auch sein, die Geschlechterstereotypen zu bemühen, und Tönnesen empfahl, sich gegebenenfalls „mit dem Finger am Mund wie ein kleines Mädchen“ an den zuständigen Gewerkschaftssekretär zu wenden. „Da wird er mal ein Komma ändern und vielleicht mal ein anderes Wort nehmen, aber er wird dann glauben, es ist sein Werk.“ Dieser Balanceakt, die Geschlechterbilder der Gewerkschaftsmänner zu bedienen und gleichzeitig als ernst zu nehmende Gewerkschafterinnen wahrgenommen zu werden, stellte höchste Anforderungen an die aktiven Frauen.

Die Aufbaujahre der Gewerkschaftsarbeit als Chance?

Der Mangel an gewerkschaftlich erfahrenen Frauen barg auch eine Chance in sich. Auch Frauen ohne Organisationserfahrungen aus der Weimarer Republik erhielten so die Möglichkeit, quasi in die Gewerkschaftsarbeit reinzurutschen. Dies galt zum Beispiel für die beiden Frauensekretärinnen und Sachbearbeiterinnen des Bundes freier Schwestern Gerda Bläser aus Nordrhein-Westfalen und Helene Hänelt aus Hessen.

Gerda Bläser fiel sehr deutlich aus dem Kreis der aktiven Schwestern heraus, weil sie relativ jung war. 1919 geboren, war sie bei Machtübernahme der Nationalsozialisten und der Zerschlagung der Gewerkschaften erst 13 Jahre alt. Ihre Ausbildung zur Krankenschwester dürfte sie also während des „Dritten Reichs“ absolviert haben. Erfahrungen aus der praktischen Gewerkschaftsarbeit brachte sie demnach nicht mit. Ihr Beispiel zeigt sehr deutlich, dass die „Ochsentour“ über die ehrenamtliche bis zur hauptamtlichen Tätigkeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit frappierend verkürzt werden konnte.

Im Mai 1947 trat Bläser der Gewerkschaft bei. Sie war 27 Jahre alt und wurde bereits vier Monate später, im September 1947, in die Fachgruppenleitung Gesundheitswesen in NRW gewählt. Im Laufe des Jahres 1948 wurde sie hauptamtlich für die Betreuung der Schwestern bei der Bezirksverwaltung eingestellt. Body Text Gewerkschaftseintritt und hauptamtlicher Tätigkeit war also kaum ein Jahr vergangen. Diese kurze Zeitspanne dürfte jedoch nicht allein mit dem eklatanten Mangel an gewerkschaftspolitisch erfahrenen Schwestern zu erklären sein. Bläser scheint sehr durchsetzungsfähig gewesen zu sein und ihr Alter sowie ihre geringe Erfahrung nicht als Grund für schüchterne Zurückhaltung betrachtet zu haben. Das belegen u. a. ihre Redebeiträge auf den ersten Konferenzen und Arbeitstagungen. Als Jüngste im Kreise der hauptamtlichen Schwestern prägte Bläser bis weit in die 1970er Jahre hinein die gewerkschaftliche Schwesternarbeit in NRW. Ab 1961 war sie im Bezirk NRW I außerdem für die Frauenarbeit zuständig.

Gewerkschaftsmitgliedschaft kannte Helene Hänelt aus ihrem Elternhaus. Ihr Vater war im Deutschen Metallarbeiter-Verband organisiert. Sie selbst trat 1927 im Alter von 16 Jahren dem Verband Weiblicher Angestellter bei. In die hauptamtliche Gewerkschaftsarbeit führte

sie die Liebe zum Reisen. „Wenn ich ehrlich bin und das heute betrachte,“ berichtete Hänel in einem Interview 1999, habe sie „mehr das Reisen gezogen [...]. Selbstverständlich auch die Betreuung, aber Reisen hat einen ziemlichen Einfluss auf mich gehabt“, erklärte sie. Letztendlich hielt sich das Reisen in ihrer Gewerkschaftsarbeit zwar „in Grenzen, aber hin und wieder musste man nach Stuttgart und auch in Hessen rumfahren.“¹⁶

Die Reise-Lust scheint auch für ihren Weg in die Krankenpflege von Bedeutung gewesen zu sein. Nach dem Besuch der Handelsschule hatte sie zunächst in Berlin als Sekretärin gearbeitet und begann dann 1930 als „Hobby“ beim Roten Kreuz. 1940 meldete sie sich freiwillig für den Kriegseinsatz mit dem Ziel, nach Polen zu kommen, der Heimat ihrer Kindheit, wo sie die ersten neun Lebensjahre vor ihrem Umzug nach Berlin verbracht hatte. Innerhalb von vier Monaten wurde sie zu einer so genannten „Blitzschwester“ ausgebildet. Ihr Einsatz erfolgte jedoch – zu ihrer großen Enttäuschung – zunächst in Berlin-Buch. Doch 1942 kam sie als Krankenschwester nach Brest-Litowsk in die Sowjetunion.

Nach dem Krieg wurde sie in einem Krankenhaus in Hessen als Schwester übernommen. Sie engagierte sich dort in der betrieblichen Interessenvertretung und wurde zur Vorsitzenden des Betriebsrats gewählt. In dieser Funktion hatte sie vermehrt mit der Gewerkschaft zu tun:

„Und da kamen die zwei, die Hedwig Friedt und der Karl Meißner,¹⁷ 1952 und fragten mich, ob ich nicht die Schwesternbetreuung innerhalb der ÖTV übernehmen würde. Da habe ich gesagt: ‚Ja, kann ich.‘“¹⁸

Auch Helene Hänel blieb damit die „Ochsentour“ in der Gewerkschaft erspart. Sie wurde in der Betriebsrätearbeit „entdeckt“ und kam von dort direkt in die hauptamtliche Gewerkschaftstätigkeit. 1952 übernahm sie die Schwesternarbeit in Hessen. Doch war Hänel in der Tat wenig vorbereitet auf ihre künftige Arbeit. Sie erhielt zudem wenig Unterstützung. „So wie ich gekommen bin,“ und mit den Worten begrüßt wurde: „Da ist der Schreibtisch und fang mal an‘, so kann es nicht gehen“, betonte Hänel rückblickend. Auch in den Krankenanstalten sei es wichtig gewesen, „dass man nicht ganz unbedarft dahinkommt, sondern weiß, das ist die Oberschwester, das ist der Betriebsrat.“ Um sich in dieser Situation zurechtzufinden und nicht den Rückzug in die Pflegearbeit anzutreten, war ein hohes Maß an Entschlossenheit und Souveränität von Nöten.

Hänel kam zwar aus der Krankenpflege, hatte aber im Gegensatz zu den examinieren Schwestern nur eine sehr kurze Ausbildung genossen. Die herkömmliche Ausbildung, die eine wichtige Phase in der Einübung des Arbeitsethos darstellte, hatte Hänel nicht kennen gelernt. Dies dürfte ein wichtiger Grund gewesen sein, warum sie – u. a. im Gegensatz zu Ingeborg Tönnesen – dem Leitbild des „Liebesdienstes“ mit bemerkenswert großer Distanz

16 Interview Brigitte Kassel/Susanne Kreutzer mit Helene Hänel am 28. Juni 1999.

17 Friedt war bis dahin für die Betreuung des *Bundes freier Schwestern* in Hessen zuständig. Meißner war der Bezirksleiter der ÖTV in Hessen.

18 Interview mit Helene Hänel am 28. Juni 1999.

gegenüber stand. Sie betrachtete sich offenbar in erster Linie als „Blitzschwester“, „die die Arbeit nicht von Grund auf gelernt hat.“ Deshalb sei sie nach 1945, so berichtete Hänel, auf die Hilfe der Krankenhausärzte angewiesen gewesen, die ihr „erst noch ein bisschen was eingetrichtert“ haben, damit sie ihre Aufgaben bewältigen konnte. Die Arbeit in der Pflege beruhte für Hänel also primär auf fachlicher Kompetenz und nicht auf besonderer Mentalität.

Sowohl Gerda Bläser als auch Helene Hänel hatten als Bezirksfrauensekretärinnen und Schwestern-Sachbearbeiterinnen den Gipfel ihrer Gewerkschaftskarriere erreicht. Auch wenn die besonderen Bedingungen der Nachkriegszeit ihnen den Eintritt in die Gewerkschaftsarbeit erleichtert hatten, blieben sie dennoch auf die typischen Frauenressorts beschränkt. Es hat „immer geheißen“, erinnerte sich Hänel, „der Aufstieg findet nicht statt.“¹⁹ Im Folgenden soll der Frage nach diesem Aufstieg, der nicht stattfand, genauer nachgegangen werden.

Über „gläserne Decken“ und „gläserne Fahrstühle“

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Fachabteilung Gesundheitswesen sah vor, dass eine Frau für die Schwesternarbeit zuständig war und die Position des Fachabteilungsleiters selbstverständlich einem Mann vorbehalten blieb. Sofern dies überhaupt einer Rechtfertigung bedurfte, wird der begrenzte Einfluss der Schwestern mit ihrer mangelnden gewerkschaftspolitischen Erfahrung begründet worden sein oder aber mit ihrer „Schwesternmentalität“, die ihren politischen Horizont auf die besonderen Probleme der Schwestern begrenze und ihnen den Blick auf die allgemeinen Interessen der Fachabteilung verstelle.

Der Werdegang von Herta Just, die 1952 ihre Arbeit bei der Bezirksverwaltung Nordwest aufnahm, belegt sehr deutlich die enormen Widerstände der männlichen Mitglieder, Frauen in der Gewerkschaft an die Schalthebel der Macht zu lassen – und das, obwohl immer wieder betont wurde, Frauen erhielten bei gleicher Qualifikation die gleichen Chancen in der ÖTV. Wenn Frauen an Erfahrung in der Gewerkschaftsarbeit aufholten, dann meldete sich bei der überwiegenden Zahl der Männer Konkurrenzangst. So erinnerte sich Tönnesen aus ihrer Praxis: „Wenn die Frau dann inBody Text so viel gelernt hatte, dass sie ihr Wort machen kann, dann ist es gefährlich. Dann sehen die Männer sofort: ‚Aha, Konkurrenz!‘“²⁰

Herta Just, Jg. 1908, war gelernte kaufmännische Angestellte und hatte sich 1927 mit etwa 19 Jahren der Gewerkschaftsbewegung angeschlossen. 1952 begann sie als Frauensekretärin im Bezirk Nordwest. Welche Vorerfahrungen sie zur Übernahme einer hauptamtlichen Tätigkeit qualifizierten, ist nicht mehr zu rekonstruieren. Neben der Frauenarbeit war Just außerdem für das Gesundheitswesen zuständig. Ihr Aufgabenzuschnitt war also nicht auf die Schwestern begrenzt, sondern erstreckte sich auf sämtliche Beschäftigten des Gesundheitswesens. Damit übernahm Just also Funktionen einer Fachabteilungsleiterin. Dabei dürfte ihr zugute gekommen sein, dass sie keine Krankenschwester und deshalb nicht mit dem

19 Ebd.

20 Interview mit Ingeborg Tönnesen am 7. Juli 1999.

Stigma der „besonderen Mentalität“ behaftet war. Dennoch wurde sie lediglich von der Bezirksverwaltung als hauptamtliche Geschäftsführerin eingestellt. Sie bekleidete also kein Wahlamt, das die Zustimmung der männlichen Delegierten der Fachabteilungskonferenzen voraussetzte. Diese wählten vielmehr – zusätzlich zu der weiblichen Geschäftsführerin – einen männlichen ersten Vorsitzenden, der ehrenamtlich tätig, aber qua Wahl der legitime Vertreter der Fachabteilung war.²¹ Just leistete hier also die konkrete Betreuungsarbeit in der Bezirksverwaltung, die Vertretung in den übergeordneten Gewerkschaftsgremien wie dem Bezirksvorstand und der Hauptfachabteilung blieb jedoch in männlicher Hand.²²

Welche Zumutung die Wahl einer Frau zur Fachabteilungsleiterin für die männlichen Delegierten darstellte, zeigt der weitere Werdegang von Herta Just. 1957 wechselte sie nach Hamburg und konnte zu dem Zeitpunkt auf sechs Jahre hauptamtliche Gewerkschaftstätigkeit verweisen. Anders als in Nordwest blieb Just hier zunächst auf die typischen Frauenressorts beschränkt. Sie begann als Frauensekretärin und übernahm 1958 die Schwesternarbeit.

Die Geschlechterordnung in der Hamburger Fachabteilung Gesundheitswesen drohte ernsthaft in Unordnung zu geraten, als ihr Leiter, Erich Mehne, im September 1963 starb. Dieser Tod scheint so unerwartet eingetroffen zu sein, dass die Fachabteilung nicht für einen Nachfolger gesorgt hatte. In dieser Situation war Just aufgrund ihrer Erfahrungen aus Nordwest die qualifizierteste Person. Da in Hamburg nicht Body Text Geschäftsführung und erstem Vorsitz unterschieden wurde, musste sie jedoch die Zustimmung der Delegierten auf der Fachabteilungskonferenz erhalten. Es wäre also zu erwarten gewesen, dass sie auf der Konferenz, die sechs Wochen später stattfand, zur Leiterin gewählt würde. Doch es kam anders. Die Delegierten konnten sich offenbar nicht zu einer Wahl von Just durchringen. Sie wurde lediglich „als vorläufige Vertreterin“ eingesetzt, „die zusammen mit dem ehrenamtlichen Kollegen Julius Oldörp die Geschäfte dieser Fachabteilung weiterführt.“²³ Der Widerstand der Delegierten gegen eine Frau als Leiterin war offensichtlich so groß, dass sie sich nur für eine vorläufige Regelung entscheiden konnten, und dies auch nur mit der Maßgabe, Just einen männlichen Kollegen an die Seite zu stellen.

Auf der Bezirkskonferenz im März 1964 kam der Hamburger Bezirksleiter Nicolaisen auf diese ungeklärte Situation zu sprechen und setzte sich für Just ein, jedoch mit einer bemerkenswerten Einschränkung. Er erklärte:

- 21 Die ersten Vorsitzenden waren: Von 1949 bis 1951 Kurt Möbius, von 1951 bis 1963 der Krankenpfleger Wilhelm Koch und von 1963 bis 1968 Hindrik Vogelsang, der ebenfalls Krankenpfleger war.
- 22 Dies gilt auch für Clara Sahlberg, die von 1952 bis 1956 in Rheinland-Pfalz für die FA Gesundheitswesen zuständig war, vgl. Kreuzer: Krankenpflege, S. 100–101. Zu Clara Sahlberg siehe auch: Brigitte Kassel: Beharrlich und zäh, aber nie laut. Clara Sahlberg 1890–1977. Gewerkschafterin aus Überzeugung, Stuttgart 1997; Dieter Schneider: Clara Sahlberg. Ganz im Dienst für andere aufgegangen, in: ders. (Hg.): Sie waren die ersten. Frauen in der Arbeiterbewegung, Frankfurt am Main 1988, S. 285–294.
- 23 Vgl. Gewerkschaft ÖTV, Bezirksverwaltung Hamburg (Hg.): Protokoll der Bezirkskonferenz am 10. März 1964, Hamburg o. J., S. 17.

„Es ist hier nur zu hoffen, daß sich der Fachabteilungsvorstand recht bald entschließt, diese bewährte Kollegin für die nächsten 3 bis 6 Jahre endlich zur Leiterin der Bezirksfachabteilung IV [Gesundheitswesen, S.K.] zu machen mit dem berechtigten Wunsch, daß in dieser Zeit der vorläufig als Sekretär eingestellte Kollege Heinrich Schmalbruch dann heranreift zum Nachfolger für diese Position.“²⁴

Damit erkannte Nicolaisen zwar die Qualifikation von Just als „bewährte Kollegin“ an, legte aber gleichzeitig die Selbstverständlichkeit offen, mit der Frauen bestenfalls vorübergehend Kompetenzen jenseits ihrer Funktion als „Frauenvertreterin“ zugestanden wurden. Dies war offensichtlich so selbstverständlich, dass Nicolaisens Aussage selbst in das Protokoll Eingang gefunden hat. Die Fachabteilung hatte ihrerseits anscheinend in der Body Textzeit an der männlichen Nachfolge gearbeitet und für diesen Zweck eigens einen Mann zur Einübung in die Gewerkschaftstätigkeit eingestellt. Heinrich Schmalbruch hatte sich bis dato vor allem in der betrieblichen Interessenvertretung und weniger in der Gewerkschaftsorganisation selbst engagiert. Sein Beispiel zeigt, dass mangelnde Organisationserfahrung bei Frauen und Männern sehr unterschiedlich bewertet wurden. Während Männer die Unterstützung der Organisation erfuhren, bis sie „herangereift“ waren, diente der stete Verweis auf fehlende gewerkschaftspolitische Erfahrungen bei Frauen vor allem ihrer Ausgrenzung von Positionen mit Einfluss und Gestaltungsmacht. Während Frauen in der Gewerkschaft an „gläserne Decken“ stießen, blieb Männern die Position im „gläsernen Fahrstuhl“²⁵ vorbehalten.

1964 wurde Just schließlich auf einer außerordentlichen Konferenz zur Leiterin der Fachabteilung gewählt.²⁶ Gleichzeitig aber wurde mit der Gewohnheit gebrochen, dass in Hamburg der hauptamtliche Fachabteilungsleiter zugleich im Bezirksvorstand sowie im Vorstand der Hauptfachabteilung vertreten war. Diese Vertretung übernahm wiederum Julius Oldörp. Im Bezirksvorstand vertrat Just also die Frauen und nicht das Gesundheitswesen. In den Vorstand der Hauptfachabteilung gelangte Just erst und erneut nur kommissarisch, als Oldörp. 1966 innerhalb einer Wahlperiode ausschied.

Die Entscheidung, Just auch qua Wahl als Vertreterin im Hauptfachabteilungsvorstand zu bestätigen, blieb der Hamburger Fachabteilung erspart, da 1968 im Zuge einer großen Organisationsstrukturreform diese Vorstandsebene insgesamt abgeschafft wurde. Gleichzeitig besiegelte der Gewerkschaftstag von 1968 einen umfassenden Roll-back in der gewerkschaftlichen Frauenarbeit. Spezifische Frauenprobleme, so das Credo, gebe es nicht mehr.²⁷ Unter dem Diktum der Gleichheit der Geschlechter verloren eigene Frauenstrukturen in der Gewerkschaft an Bedeutung und Anerkennung.²⁸ In den 1970er Jahren lag die gewerkschaft-

24 Vgl. ebd.

25 Vgl. Christine L. Williams: The glass escalator. Hidden advantages for men in the „female“ professions, in: *Social Problems* 39 (1992), S. 253–267.

26 Vgl. Gewerkschaft ÖTV, Bezirksverwaltung Hamburg (Hg.): Geschäftsbericht 1964–67, Hamburg o.J., S. 26.

27 Vgl. Kassel: Clara Sahlberg, S. 57.

28 So wurde 1968 unter anderem eine Quotenregelung für Frauen abgeschafft, die die Gewerkschaftsfrauen 1952 erstritten hatten. Gleichzeitig sank der Frauenanteil unter den Delegierten zum Gewerk-

liche Frauenarbeit zu einem großen Teil in den Händen männlicher Frauensekretäre, ohne dass sich die Beteiligungsrechte von Frauen in der Gesamtorganisation verbessert hätten.²⁹ Erst in den 1980er Jahren rückten Partizipationsforderungen von Frauen wieder nachhaltig auf die gewerkschaftliche Tagesordnung.

schaftstag auf einen Tiefstand von 3,1 %. Angesichts eines Frauenanteils von 17,6 % an der Gesamtmitgliedschaft hätte es also in Bezug auf die Gleichstellung von Frauen und Männern noch viel zu tun gegeben. Vgl. ebd., S. 114–116 und S. 125–126.

29 1978 wurde in sieben von insgesamt 12 Bezirken die Frauenarbeit von Männern ausgeübt. Vgl. Kassel: Clara Sahlberg, S. 69.